

12. JAHRGANG 5/2002

MIUSEION 2000

KULTURMAGAZIN GLAUBE, WISSEN, KUNST IN GESCHICHTE UND GEGENWART



Pflanzenreich

Die eigene Sprache
stummen Lebens

Gesellschaft

Was ist die Voraussetzung
für Frieden und Glück?

Völkerrecht

Die Notwendigkeit
einer internationalen Rechtsordnung



Was ist die Voraussetzung für Frieden und Glück?

Die Vorstellungen über die Bedeutung von Glück sind zahllos. Sie lassen sich jedoch in zwei Kategorien einteilen: Das eine ist ein egoistisches Glück, das allein das Wohl der eigenen Person und allenfalls noch der eigenen Familie zum Inhalt hat. Das andere ist ein Glück, das das eigene Glück an dasjenige des Nächsten und an das Wohl aller Geschöpfe knüpft. Diese zweite Definition konfrontiert einen unweigerlich mit dem Begriff der Gerechtigkeit. Ohne Gerechtigkeit gibt es kein umfassendes Glück. Die Gültigkeit dieses Gesetzes wird täglich und überall auf der Welt offenbar.

Was aber heisst eigentlich Gerechtigkeit? Was muss der einzelne Mensch und was muss die Gesellschaft als Ganzes leisten, um gerecht zu sein? Eine der bedeutendsten Erörterungen zu diesem Thema ist Platons »Staat«. Hier unternimmt es Sokrates, anhand von Bildern und Vergleichen das Prinzip der Gerechtigkeit als *Ordnung in allen Dingen* und als *Oberbegriff aller Tugenden* anschaulich zu machen. Er fasst damit in einfach verständliche Worte, was vom Menschen konkret gefordert ist.

Platons »Staat« enthält das umfangreichste und auch vielschichtigste Lehrgespräch Sokrates'. Im begrenzten Rahmen dieses Artikels kann nur die hauptsächliche Linie seiner Gedankenführung herausgeschält und nur ein Bruchteil seiner Erklärungen vorgestellt werden. Ein Ziel der vorliegenden Arbeit soll indes sein, den Leser zur eigenen Lektüre des Dialogs anzuregen; denn dort sind Wahrheiten über Ursache, Sinn und Ziel irdischen Lebens aufgezeigt, wie sie nur in wenigen Werken zu finden sind.

VON BARBARA STRÄULI-EISENBEISS

Rückblende

In vorausgehenden Ausgaben von MUSEION 2000, in den Heften 2 und 3/02, wurde der erste Teil von Platons »Staat« vorgestellt. In diesem ersten Teil des Dialogs meldeten sich die Gesprächspartner Sokrates' zu Wort und gaben darüber Auskunft, was sie unter dem Begriff *Gerechtigkeit* verstehen. Ihre unterschiedlichen Reden machten offenbar, wie schwer man sich mit einer präzisen Definition tat; vor allem zeigte sich, wie gering man die Gerechtigkeit schätzte, ja mit welcher Verachtung man ihr vielenorts begegnete. Zur Erinnerung des bisherigen Gesprächs seien die vorgebrachten Ansichten kurz zusammengefasst.

Als erster präsentierte der reiche alte *Kephalos* die einseitige, bruchstückhafte Vorstellung, Gerechtigkeit bedeute, einem Gläubiger in materieller Hinsicht nichts schuldig zu bleiben. Sein Sohn *Polemarchos* erweiterte diese Definition des »nichts schuldig bleiben« dahingehend, dass der Gerechte den Freunden Gutes, den Feinden dagegen Böses erweise. Ein dritter, der Sophist *Thrasymachos*, verhöhnte die Gerechtigkeit ohne jegliche Hemmung als eine Angelegenheit für Dumme: Ein Gerechter habe überall im Leben das Nachsehen, während ein Ungerechter sich Reichtum und Macht zu verschaffen wisse und so ein glückliches Leben führe. Eine ähnliche Verachtung der Gerechtigkeit

kam in den Reden von *Glaukon* und *Adeimantos* zum Ausdruck. Die beiden Brüder brachten die Haltung einer Mehrheit der Bevölkerung zur Sprache, die in der Gerechtigkeit und dem darauf gründenden Gesetz nichts Schönes und Gutes, sondern eine lästige Sache sah, die den Menschen in seinem Streben nach Wohlstand und Genuss behindere. Wersich um ein gerechtes Leben und um die Einhaltung von Gesetzen bemühe, der tue es nicht freiwillig, sondern aus Schwäche, genauer gesagt aus Mangel an Kraft zum Unrecht tun oder aber im heuchlerischen Bestreben, bei den Mitmenschen in gutem Rufe zu stehen. Adeimantos thematisierte auch die Rolle der Religion, die mit fragwürdigen Vorstellungen ebenfalls zu einer Herabwürdigung der Gerechtigkeit beitrage; so lasse beispielsweise der Glaube an die Bestechlichkeit der Götter durch Opfergaben es letztlich als gleichgültig erscheinen, ob sich ein Mensch in seinem Leben um Gerechtigkeit bemühe oder nicht. Als besonders bedenkliche Anschauung präsentierte er die Behauptung von angeblich Frommen, wonach selbst die Götter die Gerechtigkeit geringschätzten, da sie – wie im Alltag ja überall zu beobachten sei – den Ungerechten in Annehmlichkeit und Reichtum leben liessen, den Gerechten dagegen vielfach bitterer Not aussetzten und ihn erst noch der Verachtung preisgäben.

Sokrates nimmt Stellung

Nach der Darlegung der verschiedenen Meinungen ist nun Sokrates aufgefordert, seine Ansicht zur Gerechtigkeit zu äussern. Doch er zögert. Angesichts all dessen, was er soeben an Herabwürdigung und Verachtung der Gerechtigkeit gehört hat, erscheint es schwierig, ja fast aussichtslos, hier eine höhere Sicht einzubringen. Dementsprechend lautet seine Antwort: Er sei in einiger Verlegenheit, denn das, was er vorhin, in der Diskussion mit dem Sophisten Thrasymachos, als Einwände eingebracht habe, habe vor den Zuhörern ja keine Gnade gefunden – was könnte er also noch

vorbringen, um die Anwesenden vom hohen Wert der Gerechtigkeit zu überzeugen? Andererseits sei es ihm aber klar, alles unternehmen zu müssen, um die Gerechtigkeit als eines der höchsten und schönsten Güter zu erweisen:

»Denn es geht nicht ohne Sünde ab, wenn man mit anhört, wie die Gerechtigkeit schlechtgemacht wird, und dies ruhig geschehen lässt und ihr nicht zu Hilfe eilt, solange man noch atmet und einen Laut von sich geben kann.«
(368 b–c)

Wenn sich Sokrates im folgenden mit dem Begriff der Gerechtigkeit auseinandersetzt, dann geht es ihm nicht darum, zu den einzelnen Meinungen seiner Vordränger Stellung zu nehmen oder im Einzelfall zu ergründen, was gerecht ist und was nicht. In seiner Untersuchung geht es vielmehr um die Erforschung des Wesens der Gerechtigkeit. Er will ihr Prinzip vor Augen führen und so bewusstmachen, was sie für den Menschen bedeutet, genauer gesagt, was sie in seiner Seele bewirkt.

Um dies aufzuzeigen, wählt Sokrates ein geniales Vorgehen. Er richtet sein Augenmerk zuerst auf ein Gebilde, dessen Natur gewisse Parallelen zur Seele aufweist, das aber das Gesuchte leichter auffinden lässt. Die Rede ist vom Staat, in dem die Prinzipien von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in einer leichter erkennbaren Gestalt in Erscheinung treten. So wendet sich Sokrates an seine Gesprächspartner:

»Wenn es euch also recht ist, dann wollen wir zuerst an den Staaten untersuchen, welcher Art die Gerechtigkeit ist, um sie sodann auch an den Einzelnen zu betrachten, indem wir die Ähnlichkeit mit dem Grösseren in der Erscheinung des Kleineren zu erkennen suchen.«
(369 a)

Die Anwesenden sind mit diesem Vorgehen einverstanden, und so beginnt Sokrates ein *Musterbild* eines Stadtstaates (gr. *pólis*) zu entwerfen, anhand dessen die Natur der Gerechtigkeit offenbar werden soll.

Skizzierung eines Gemeinwesens

Bereits die ersten Bemerkungen Sokrates' erfordern eine ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie verweisen auf Sachverhalte, die für den Gewinn eines umfassenden Gerechtigkeitsverständnisses von zentraler Bedeutung sind:

Sokrates: *»Die Entstehung des Staates ist meiner Meinung nach darauf zurückzuführen, dass der einzelne sich nicht selbst genug ist, sondern vieler Helfer bedarf. Oder welchen anderen Anfang kannst du dir für die Gründung eines Staates denken?«*

Adeimantos: *»Keinen.«*

Sokrates: *»So zieht denn einer den anderen zu Hilfe, einen für dieses, einen anderen für jenes Bedürfnis, und die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse lässt viele Genossen und Helfer sich auf einem Wohnplatz zusammenfinden, eine Zusammensiedlung, der wir den Namen Staat geben. Nicht wahr?«*

Adeimantos: *»Gewiss.«*

Sokrates: *»Es teilt also gegebenen Falls der eine dem anderen von dem Seinen etwas mit oder empfängt von ihm, weil er das für vorteilhaft für sich hält.«*

Adeimantos: *»Allerdings.«*

Sokrates: *»So lass uns denn in Gedanken von Anfang an eine Stadt gründen. Was aber dieser Stadt zugrunde liegt, das haben wir soeben dargetan: es sind unsere Bedürfnisse.«*
(369 b–c)

Um die natürlichen Bedürfnisse der Bürger nach Nahrung, Kleidung und Wohnung *bestmöglich* zu decken, bedarf es verschiedener Berufsgattungen. So sind zum Beispiel Landwirte und Handwerker gefordert, die sich auf die Bereit- und Herstellung der benötigten Waren verstehen. Ferner braucht es Händler, die für die Verteilung der Produkte sorgen; es sind auch Kaufleute vonnöten, die mit anderen Städten Tauschhandel treiben und

so zu denjenigen Gütern verhelfen, die die eigene Stadt nicht besitzt. Sokrates nennt noch eine Reihe weiterer Berufsleute, deren Tätigkeit für das allgemeine Wohl der Bürger unerlässlich ist.

Das Charakteristische an dieser Stadt ist die strikte *Aufgabenteilung* zwischen den einzelnen Berufszweigen. Sie ist dergestalt geregelt, dass jeder Teil der Gemeinschaft ausschliesslich jenen Dienst oder jene Arbeit verrichtet, für die er besondere Neigung und Fähigkeit besitzt. Dieser Forderung liegt die Einsicht zugrunde, dass

»von Natur keiner dem anderen völlig gleich ist, sondern jeder verschiedene Anlagen hat, der eine für dieses, der andere für jenes Geschäft.«
(370 a–b; vgl. auch 423 d)

In dieser Rücksichtnahme auf die Vielfalt der Persönlichkeiten und in der optimalen Nutzung ihrer individuellen Talente sieht Sokrates die Voraussetzung für ein wohlgeordnetes und damit funktionsfähiges Gemeinwesen. Damit ist bereits angedeutet, in welche Richtung Sokrates' Gerechtigkeitsverständnis zielt: Für ihn steht die Gerechtigkeit in engem Zusammenhang mit dem Begriff der Ordnung. Mit dieser Ordnung ist indes weit mehr bezeichnet als nur eine äusserliche Gliederung der Bürger und Bürgerinnen in verschiedene Berufsgruppen. Im Begriff der Ordnung liegt ein Prinzip, das die gesamte Stadt durchwirkt und das auch den einzelnen Menschen selbst, seine Gesinnung, sein Denken und Handeln fundamental betrifft.

Leider kommt es an dieser Stelle des Dialogs zu keiner näheren Erläuterung der ersten Äusserungen Sokrates', denn Glaukon fällt in die Diskussion ein. Er bemängelt das von Sokrates skizzierte Staatswesen. Glaukon merkt nicht, dass Sokrates die Schilderung bewusst einfach hält, damit das dahinterstehende Prinzip erkennbar wird. Für Glaukon ist die von Sokrates vorgestellte Lebensweise viel zu bescheiden. Er wünscht, dass man in der Untersuchung einen 'entwickelteren' Staat ins Auge fasst, in dem nicht nur die Grundbedürfnisse befriedigt werden, sondern in

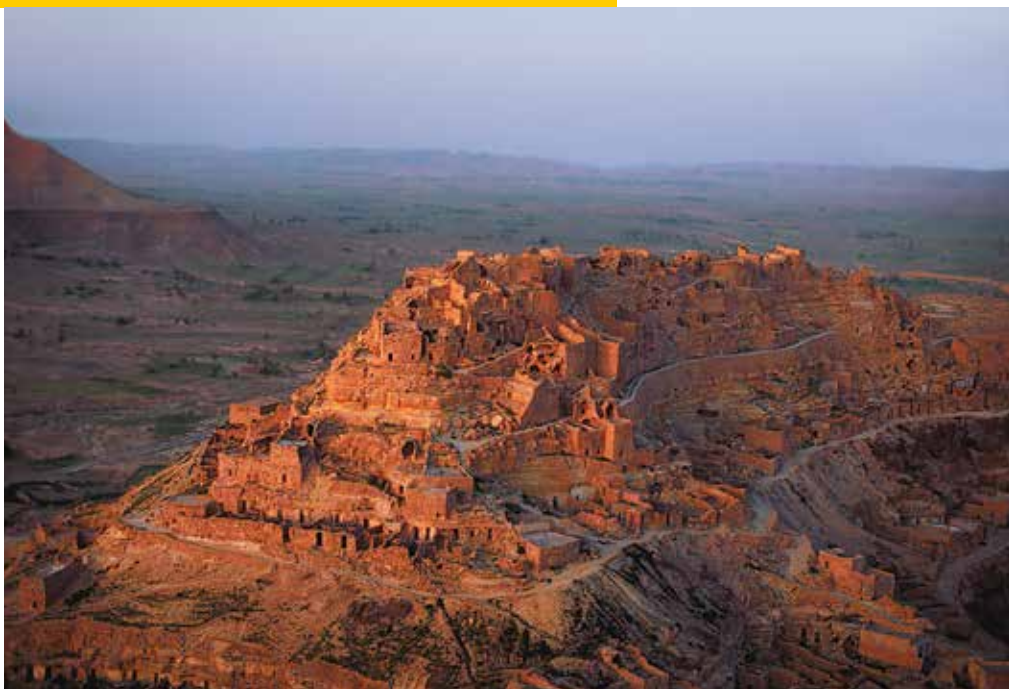


Um das Wesen und die Bedeutung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit zu ergründen, richtet Sokrates seinen Blick zunächst auf die Verhältnisse im Grossen, das heisst auf die Verhältnisse im Staat. Seine ersten Bemerkungen über den Entstehungsgrund eines Gemeinwesens – über die Grundbedürfnisse der Menschen und ihre gegenseitige Abhängigkeit – bilden den Ausgangspunkt und auch die Grundlage einer umfangreichen Untersuchung.

Male, Stadt auf den Malediven.

Dorf in Anatolien, Türkei.

Verlassene Siedlung in Tunesien.





In dem von Sokrates skizzierten Staat leistet jeder Bürger das Seine. Er trägt entsprechend seinen individuellen Fähigkeiten und Neigungen seinen spezifischen Anteil zum Wohl der Gemeinschaft bei. Das Postulat dieser klaren Aufgabenteilung birgt unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken; es verweist auf grundlegende Gesetze, die die Voraussetzung bilden für Glück und Gerechtigkeit.

Fischer aus dem Dofar, Oman.

Barbier in Kashi, China.

Früchtestand in Gujarat, Indien.



dem hinsichtlich jeder Art von Bedürfnissen weit mehr Aufwand betrieben wird, als es in Sokrates' Stadt der Fall ist. Mit diesem Wunsch bringt Glaukon die Diskussion, wie wir sehen werden, auf eine andere Ebene. Bevor wir jedoch das sich daraus entwickelnde Gespräch weiterverfolgen, wollen wir bei den ersten Aussagen Sokrates' verweilen und herauszuschälen versuchen, was in seinen Eingangsbemerkungen an Wahrheit verborgen liegt.

Die hohe Bedeutung gegenseitiger Abhängigkeit

In Sokrates' Stadtstaat leistet *jeder Teil das Seine*: Alle Bürgerinnen und Bürger tragen ihren individuellen Anteil zum gemeinsamen Leben bei. Das bedeutet: in dieser Stadt ist man *aufeinander angewiesen; man braucht einander*, um die eigenen Bedürfnisse stillen und um wohl leben zu können. In dieser gegenseitigen Abhängigkeit liegt etwas höchst Bedeutendes. Sie verbindet die einzelnen Glieder miteinander und fordert von einem jeden Anspruchsvolles: Damit jeder das Seine leisten und somit die Ordnung im Gemeinwesen aufrechterhalten werden kann, bedarf es der Verwirklichung hoher Werte und Tugenden.

So bedarf es als erstes der Wertschätzung der eigenen Person und der eigenen Talente. Gleichzeitig bedarf es aber auch der Wertschätzung des Mitmenschen und *seiner* Fähigkeiten. Im weiteren sind von jedem Bürger Fleiss und Ausdauer gefordert, auf dass er seine Talente entfaltet und für die Gemeinschaft nutzbar macht; jeder hat sich zu bemühen, ein Meister seines Fachs zu werden und seine Aufgaben richtig zu erfüllen. Für die Beachtung der geforderten Arbeitsteilung bedarf es noch weiterer Bedingungen: es braucht Gefühle des Wohlwollens, der Grosszügigkeit und Toleranz. Von jedem Bürger und jeder Bürgerin ist im besonderen auch Bescheidenheit gefordert – die Bescheidenheit, sich als Teil eines Ganzen zu betrachten, und zwar als Teil neben vielen anderen, gleichwertigen Teilen.

Die wenigen Sätze, mit denen Sokrates die Struktur seiner Stadt

skizziert, bergen unerschöpflichen Stoff für weitergehende Überlegungen; denn in der hier aufscheinenden Ordnung sind grundlegende geistige Gesetze verborgen. Es sind Gesetze, die die Voraussetzung für Frieden und für persönliches sowie gemeinsames Glück sind: Wer sich nämlich wirklich bemüht, seine Talente zur Meisterschaft zu bringen, wer seine Fähigkeiten zum Wohl der Gemeinschaft einsetzt und somit im wahren Sinn des Wortes *das Seine* leistet, der wird persönliche Erfüllung und Zufriedenheit finden. Er schafft in seiner Seele Verhältnisse, in denen Missgunst, Neid oder Unzufriedenheit keine Nahrung finden. In gleichem Sinne ist auch die Hochachtung vor dem Nächsten, die Wertschätzung seiner Person und seines Könnens, der beste Schutz vor dem Aufkeimen des Drangs, den anderen zu beherrschen, ihn gar zu übervorteilen und zu unterdrücken.

Je länger man über die Ordnung in Sokrates' Stadt und über die Bedeutung der gegenseitigen Abhängigkeit der Bürger nachdenkt, desto deutlicher wird der Zusammenhang mit dem Begriff der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit kristallisiert sich immer deutlicher als ein Oberbegriff, der vielfältige Eigenschaften und Sachverhalte einschliesst. Um Gerechtigkeit zu verwirklichen, bedarf es der *Ordnung in allen Dingen*. Es bedarf der Verwirklichung aller Tugenden und der Hochachtung jener Werte, die diesen Tugenden zugrunde liegen.

Wenn wir die Fülle an Wahrheiten betrachten, die bereits in den ersten wenigen Äusserungen Sokrates' enthalten sind, dann scheint auf, was Sokrates bei seiner Stadtgründung vor Augen stand: Es ist das Prinzip, das dem Urbild des Staates innewohnt; es ist dies jener Staat, in dem im Grossen wie im Kleinen Ordnung herrscht und in dem man für das eigene Glück des Glücks des Nächsten bedarf. Es ist der Staat, der sich, wie wir im Verlauf des Dialogs erfahren, »auf Erden nirgends findet«, der aber »im Himmel als Muster hingestellt ist für den, der ihn anschauen und gemäss dem Erschauten sein eigenes Inneres gestalten will« (592 b).

Der Drang nach mehr

Wie erwähnt, kommt Sokrates nicht dazu, seine ersten Bemerkungen über die Struktur seiner Stadt näher auszuführen. Glaukon fällt ihm ins Wort. Ihm ist das geschilderte Gemeinwesen viel zu einfach und zu bescheiden. Um von einem glücklichen Leben der Bürger sprechen zu können, muss seiner Ansicht nach weit mehr Aufwand hinsichtlich der Befriedigung von Bedürfnissen betrieben werden, als Sokrates es vorstellte. So fordert Glaukon mit spöttischem Unterton, dass die Bürger doch wenigstens auf Ruhebetten lagern und Naschwerk haben sollten. Sokrates ist flexibel; bereitwillig geht er auf Glaukons Einwand ein:

»Gut, ich verstehe. Wie es scheint, möchtest du, dass der Gegenstand unserer Betrachtung nicht bloss eine Stadt in ihrem ursprünglichen Zustand ist, sondern gleich auch eine üppige Stadt. Und vielleicht ist das gar nicht so übel. Denn auch wenn wir eine solche betrachten, können wir vielleicht erkennen, wie denn eigentlich die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in den Staaten entstehen. Aber wohlgemerkt: die echte, gleichsam die gesunde Stadt scheint mir die soeben beschriebene zu sein! Wenn ihr es aber wollt, so können wir auch die aufgedunsene Stadt beschauen. Nichts hindert uns daran. Offenbar genügt das Bisherige und die eben dargestellte Lebensweise manchen nicht.«

Glaukons Wunsch nach Beschreibung einer üppigen Stadt führt das Gespräch auf eine andere Ebene. Es geht nun um die Betrachtung von Verhältnissen, wie sie uns von unseren irdischen Staaten her sehr vertraut sind. Diese Wende bietet Sokrates die Möglichkeit, nun auch das Wesen und die Wurzeln von Ungerechtigkeit zur Sprache zu bringen. In der folgenden, wiederum vereinfachten modellhaften Skizzierung treten jene Mechanismen zutage, die zur Abkehr von Ordnung führen und die die Zustände in den irdischen Gemeinwesen besser verstehen lassen:

Sokrates: »Wie du verlangst, Glaukon, sollen in unserer Stadt noch weitere Dinge hinzukommen: Ruhebetten, Tische und sonstiges Gerät und natürlich auch Zukost und Salben und Räucherwerk und Freudenmädchen und Backwerk, alles in grösster Mannigfaltigkeit. Auch werden wir nicht mehr das bloss Notwendige gelten lassen, was wir vorhin nannten, nämlich Häuser, Kleider und Schuhe, sondern wir werden die Malerei in Gang bringen und die Kunst der Stickerei, und wir werden uns Gold, Elfenbein und alles dergleichen zulegen. Nicht wahr?«

Glaukon: »Ja.«

Sokrates: »Also müssen wir die Stadt noch grösser werden lassen; denn jene gesunde Stadt genügt nicht mehr, sondern sie muss wachsen an Umfang und Fülle alles dessen, was nicht mehr bloss zur Befriedigung des notwendigen Bedürfnisses in den Gemeinwesen dient. Wir brauchen nun auch alle Arten von Jägern und Nachahmern, wie es deren zahlreiche gibt, teils deren Gehilfen, als da sind Sänger, Schauspieler, Reigentänzer, Theaterunternehmer, ferner auch Verfertiger von allerhand Geräten, besonders auch für den weiblichen Schmuck. Und auch eine erhöhte Zahl von dienenden Leuten werden wir nötig haben. Oder werden wir nicht Knabenaufseher brauchen und Ammen und Wärterinnen, Kammermädchen, Putzmacherinnen, Barbieri, zudem auch Köche und Speisemeister? Ferner werden wir auch Schweinehirten brauchen. Denn Schweinezucht gab es nicht in der vorigen Stadt, da wir sie nicht brauchten. In der jetzigen werden wir aber auch diese nicht entbehren können, ebensowenig wie vieles andere Weidewieh, das zur Nahrung dient. Nicht wahr?«

Glaukon: »Ja.«

Sokrates: »Also werden wir auch Ärzte viel eher nötig haben bei dieser Lebensweise als bei der früheren?«

Glaukon: »Allerdings.«

Sokrates: »Und auch das Gebiet, das ehemals hinreichte zur Ernährung der damaligen Bewohner, wird nun

unzulänglich und zu klein werden? Oder wie denkst du?«

Glaukon: »So wie du.«

Sokrates: »Müssen wir also nicht das Gebiet der Nachbarn beschneiden, wenn wir genügend Grund und Boden haben wollen zu Viehweide und Ackerland, und jene hinwiederum das unsere, wenn auch sie sich dem Trieb nach Erwerb von Hab und Gut hingeben, die Grenzen des Notwendigen überschreitend?«

Glaukon: »Ohne Widerrede, mein Sokrates.«

Sokrates: »So werden wir denn den Krieg haben, mein Glaukon. Oder wie?«

Glaukon: »Nicht anders.«

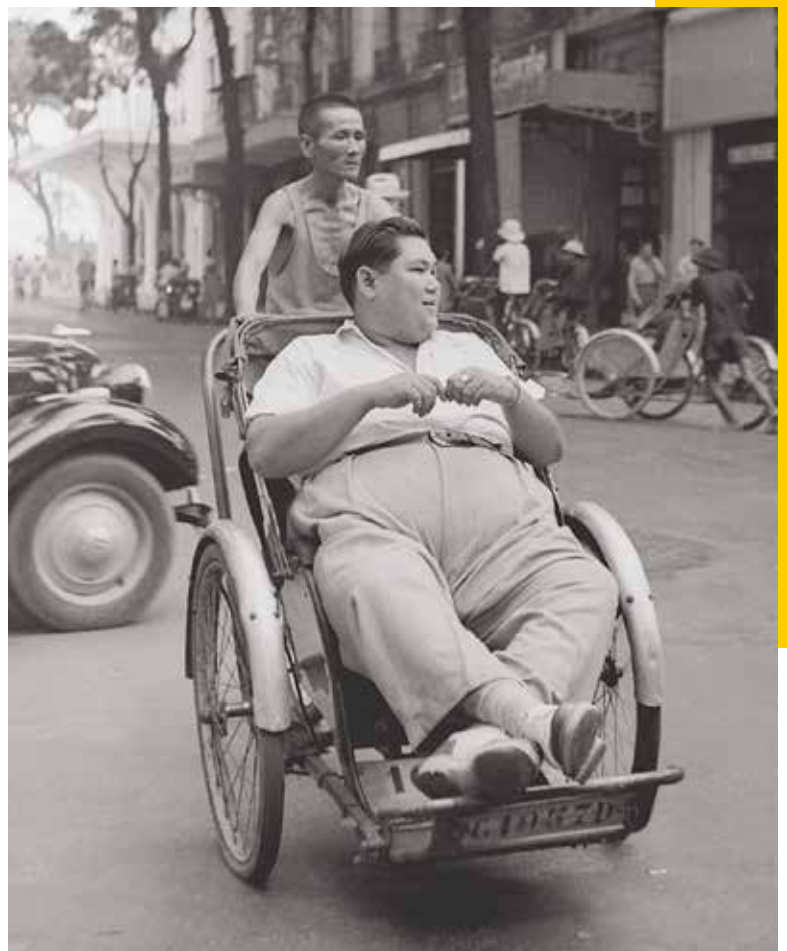
Sokrates: »Und wir wollen noch gar nicht davon reden, ob der Krieg Böses oder Gutes mit sich bringt, sondern uns darauf beschränken, dass wir die Entstehung des Krieges gefunden haben

in dem, was für die Staaten sowohl in Hinsicht auf die persönlichen wie auf die öffentlichen Verhältnisse jedes Mal eine Quelle des Unheils wird.«
(372 e bis 373 e)

Die Wurzel von Ungerechtigkeit

Das Streben nach mehr Annehmlichkeit und nach einer »üppigeren« Stadt hat offensichtlich seine Tücken. Es birgt die Gefahr, für die eigene Person oder Familie immer mehr zu fordern und schliesslich immer mehr besitzen zu wollen. Dieser Gefahr erliegen denn auch die Bürger und Bürgerinnen des soeben geschilderten Gemeinwesens: Ihre Bedürfnisse und Ansprüche wachsen in einer Masse, das schliesslich einen Krieg mit den Nachbarn unvermeidbar macht. Mit anderen Worten: Es entwickelt sich eine Situation, in der man sich genötigt und auch berechtigt sieht, vom Nächsten zu holen, was man begehrt.

Unverkennbar hat das Sinnen und Trachten der Bürger und



Bürgerinnen im Laufe der Zeit eine entscheidende Verlagerung erfahren. Man ist nicht mehr bereit, das Seine zu leisten und sich mit dem zu bescheiden, was einem gesetzmässig zusteht. Man will mehr. In diesem Anspruch offenbart sich die Wurzel von Unordnung und Ungerechtigkeit: Wer mehr will, als ihm zusteht, der sieht sich nicht mehr als Teil eines Ganzen, als Teil neben anderen, gleichwertigen Teilen, sondern er beginnt, sich über den Nächsten zu erheben und sich auf seine Kosten Vorteile zu verschaffen. Damit einher geht die Entstehung all der verschiedenen Laster wie Egoismus, Unehrllichkeit, Hass, Gewalttätigkeit und wie sie alle heissen.

Was in Sokrates' kurzer Schilderung aufscheint, ist der Hinweis auf *das* Urübel. Es ist der Drang nach mehr Ansehen, nach mehr Besitz und Macht und schliesslich der Kampf darum, der einst im urbildlichen Staat seinen Anfang nahm und der in den irdischen Gemeinwesen seine Fortsetzung findet.

Ein Musterbild von den drei Ständen im Staat

Der Schwerpunkt des gesamten weiteren Dialogs liegt in der Frage nach der *Gesundung* der in Unordnung geratenen Stadt und ihrer Bewohner: Wie kann angesichts von Krieg und all der anderen Übel wieder Gerechtigkeit hergestellt werden? Was muss und kann konkret unternommen werden, damit auch in einem »üppigen« Gemeinwesen jeder das Seine leistet und wieder Ordnung in allen Dingen herrscht?

Diese Frage betrifft ein ausserordentlich vielschichtiges und anspruchsvolles Thema, und dementsprechend wohlüberlegt ist der Einstieg, den Sokrates für seine folgende Erörterung wählt. Er zeichnet wiederum ein einfaches Musterbild, um die zur Diskussion stehende Problematik, namentlich das Prinzip von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sowie das damit zusammenhängende Postulat der Arbeitsteilung, anschaulich zu machen. Dabei richtet er sein Augenmerk

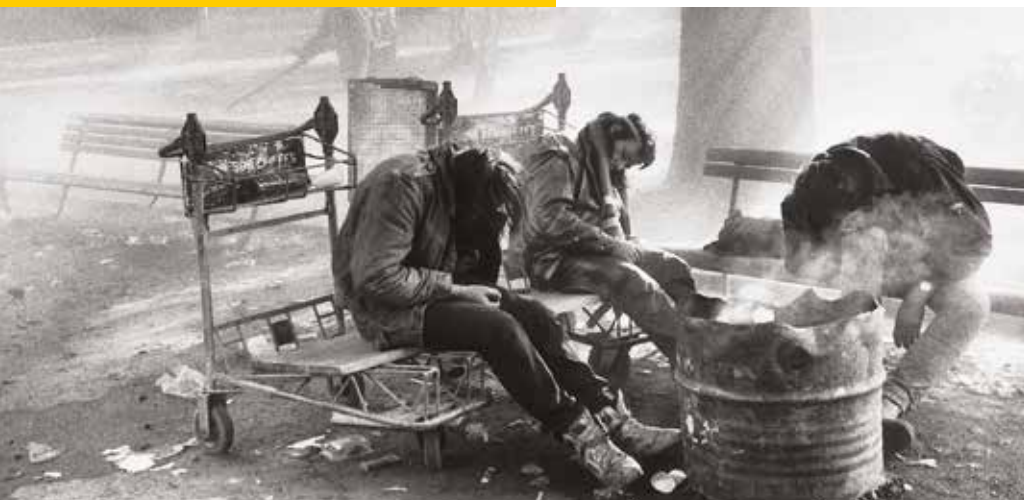
zunächst auf die Stadt als Ganzes. Er zeichnet sie als ein in drei Stände oder Klassen gegliedertes Gemeinwesen – es sind dies der Stand der Regierenden (»wachende Klasse«), der Stand der Krieger beziehungsweise der Wächter (»schützende Klasse«) und der Stand der Erwerbsleute (»erwerbende Klasse«).

Anhand dieses Bildes ist es un schwer zu erkennen, wann es mit einem Gemeinwesen zum Besten bestellt ist und wann nicht. Ordnung herrscht in der Stadt, wenn die Arbeitsteilung funktioniert, das heisst wenn jeder dieser drei Stände in optimaler Weise *das Seine* leistet: wenn die Regierenden mit *Weisheit* die Geschicke zum Wohl des gesamten Volkes lenken, wenn die Wächter mit *Tapferkeit* Recht und Gesetz verteidigen und so das Gemeinwesen vor Übel beschützen und schliesslich wenn die »erwerbende Klasse« *Besonnenheit* zeigt und sowohl den Gesetzen als auch den mit Weisheit Regierenden Gehorsam leistet. Die Darlegung dieser Ordnungsstruktur lässt auch hier erkennen, nach

In Platons »Staat« wird auch die Wurzel der Ungerechtigkeit thematisiert. Ungerechtigkeit entsteht im Staat, wenn Unordnung herrscht, wenn die Bürger und Bürgerinnen nicht mehr das Ihre leisten oder wenn sie für ihre eigene Person Vorteile erstreben, die ihnen gar nicht zustehen, wenn sie sich über den Nächsten erheben oder ihn gar zu beherrschen suchen. Unordnung und Ungerechtigkeit haben viele Gesichter, entsprechend der Vielzahl an Untugenden und Lastern.

Saigon, Vietnam, 1950.

Drogenabhängige, Zürich, 1989.





Um die unterschiedlichen Formen von Ungerechtigkeit und Unordnung anschaulich zu machen, zeichnet Sokrates das Musterbild eines in drei Stände gegliederten Staates. Anhand dieses Musterbildes lässt sich analysieren, wie es in einem Staat bezüglich der Arbeitsteilung und somit der Ordnung bestellt ist: Leistet jeder Stand das Seine? Sind beispielsweise die Wächter und die Regierenden tatsächlich Hüter von Recht und Gesetz und somit Hüter des Gemeinwohls, oder sind sie ungezogenen Hirtenhunden gleich, die wie Wölfe zum Schaden der Herde wüten? Oder wie steht es mit dem Stand der Erwerbsleute? Nimmt er seine Pflicht wahr, und wählt er tatsächlich die Besten und Weisesten zu Führern des Staates?

Das Politbüro entlässt Andrej Gromyko aus dem Amt des Präsidenten, um den Weg für Michail Gorbatschow freizumachen, Moskau 1988.
Niederschlagung des Aufstands der Studenten, Peking 1989.
Vor dem Mausoleum Khomeinis, Iran 2002.

welchem Vorbild Sokrates blickt: auf das himmlische Urbild des Staates, in dem der wahrhaft Weiseste die Regierung innehat, in dem Recht und Gesetz herrschen und in dem zwischen allen Teilen des Volkes eine *Einheit* im Geist besteht.

Mit Hilfe des Modellbildes kann aber auch das Gegenteil aufgezeigt werden: Unordnung und Ungerechtigkeit herrschen dann, wenn die Angehörigen der drei Stände ihren Verpflichtungen nicht oder nur mangelhaft nachkommen, wenn sie, ihre Kompetenzen überschreitend, einander ins Handwerk pfuschen und sich Aufgaben anmassen, für die sie weder Berufung noch Fähigkeiten, noch Auftrag haben. Sokrates belegt solche Unordnung an konkreten Beispielen. Er verweist auf die unüberschaubare Vielfalt von



Staatsformen und dokumentiert anhand der ausgeprägtesten, nämlich der Timokratie, Oligarchie, Tyrannei und Demokratie, wie in jeder dieser Staatsformen andere Laster und Untugenden prägend wirken und so die Unordnung jeweils eine andere Gestalt aufweist. Sokrates zeigt die Folgen, wenn einer Staatsverfassung nicht die *Weisheit* zugrunde liegt, sondern, wie im Fall der Timokratie, die Ehrsucht und die Kriegslust oder, wie im Fall der Oligarchie, Habsucht und Gier. Sokrates analysiert auch das Wesen der damaligen Demokratie, in der »so etwas wie Gleichheit gleichmässig an Gleiche und Ungleiche verteilt« ist und die Regierung gewissermassen dem gesamten Volk zukommt:

»Fast sieht es so aus, als wäre dies die schönste aller Verfassungen. Wie ein buntes, in allen Farben prangendes Gewand prangt sie im Schmuck aller möglichen Lebensrichtungen und ist dem Anschein nach die schönste. Und gewiss werden die meisten sie tatsächlich für die schönste erklären, ganz ähnlich wie es Kinder und Frauen mit den bunten Herrlichkeiten machen, in deren Anblick sie schwelgen.« (557 c)

Zwar ist die von Sokrates beschriebene Demokratie den anderen Staatsformen überlegen; in ihr herrscht nicht das Unrecht wie in der Tyrannei, in der Timokratie oder Oligarchie, wo einzelne Gestalten oder Gruppen mit Gewalt oder auf Grund ihres Reichtums die Macht an sich reissen, Chaos im Staat anrichten und so die Bürger in ihrer Entwicklung behindern. Aber auch in dieser Demokratie besteht noch nicht jene Ordnung, wie sie das Urbild des Staates als Vorbild vorstellt. Als ihre charakteristische 'Krankheit' nennt Sokrates das Durcheinander »aller möglichen Lebensrichtungen« und eine »schrakenlose Freiheit«, die jedem erlaubt zu tun, was ihm beliebt. Der eigentliche Missstand besteht hier seiner Einschätzung nach darin, dass auf Grund der schrankenlosen Freiheit alle Arten von Irrtümern und Übeln *gleichberechtigt* neben dem Wahren, Schönen und Guten stehen. (543 a bis 577 c)

Analogie zum Individuum

Das Modellbild der drei Stände, das im Grossen die Natur von Gerechtigkeit und von Ungerechtigkeit sowie die Bedeutung einer klaren Aufgabenteilung aufzuzeigen vermag, eignet sich auch für die Betrachtung im Kleinen. Sokrates sieht eine Analogie zwischen den Verhältnissen im Staat und jenen im einzelnen Individuum. Im Bewusstsein, dass es sich um ein Sinnbild handelt, spricht er in Entsprechung zu den drei Ständen im Staat von drei 'Seelenvermögen' oder 'Seelenteilen': Der eine Teil, mit dem die Seele überlege, sei der »vernünftig denkende Seelenteil«; ein weiterer Teil, mit dem sie sich ereifere und der die Herzhaftigkeit betreffe, sei der »eifrige oder mutartige Seelenteil«. Als einen dritten Seelenteil nennt Sokrates den »nicht auf Vernunft beruhenden, begehrliehen Seelenteil«; er sei es, mit dem die Seele »der körperlichen Liebe begehrt, hungert und durstet und mit dem sie der beständigen Erregung aller sonstigen Begierden preisgegeben ist« (439 d).

Auch hier, bei der Betrachtung des Individuums, bietet dieses vereinfachte Musterbild der drei Seelenvermögen oder -teile eine Möglichkeit, bedeutsame Sachverhalte anschaulich zu machen. So gilt es auch beim einzelnen Menschen zu ergründen, wie es sich in seinem Inneren verhält: Wie erfüllen diese drei Seelenteile ihre spezifischen Aufgaben? Leistet jeder das Seine, und wie stehen sie zueinander? Herrscht zwischen ihnen Harmonie oder Streit: Sind sie sich in ihrem Streben einig, oder bestehen gegensätzliche, miteinander im Kampf liegende Begehren? Und vor allem: wer von diesen drei Seelenvermögen oder Seelenteilen hat die Führung inne? Ist es tatsächlich der »vernünftig denkende Seelenteil«? Ist dieser so gebildet und entwickelt, dass er seine Regierungsaufgaben richtig wahrzunehmen vermag, oder ist er noch unterentwickelt, ist er noch blind für die Unterscheidung von Gut und Böse, von Wahr und Falsch? Oder hat ein anderer Seelenteil die Leitung inne: Wird die Seele und somit der

Mensch beherrscht von seinem »eifrigen oder mutartigen« oder vom »begehrliehen« Seelenteil? Wie steht es überhaupt mit diesen beiden letztgenannten Teilen? Richtet sich der Eifer auf das Richtige, oder ist der Mensch noch Gefangener eines aufbrausenden oder gar blindwütigen Temperaments? Und der begehrliehen Teil: ist er noch auf Niederes gerichtet und macht den Menschen zum Gefangenen niederer Begierden?

Die Menschen in ihrer unterschiedlichen Wesensart zeigen eine Vielzahl von Persönlichkeitsstrukturen. Sokrates konzentriert sich bei ihrer Analyse jedoch wiederum auf die ausgeprägtesten Erscheinungsformen: Er zieht eine Parallele zu den markantesten Staatsverfassungen, das heisst zur Timokratie, Oligarchie, Demokratie und Tyrannei. So verweist er beispielsweise auf die Analogien zwischen der Oligarchie und einem »oligarchisch gesinnten« Mann. Diesen charakterisiert er als einen geldgierigen Menschen, der den materiellen Reichtum über alles schätzt. Der oligarchisch Gesinnte sei ein ruppiger Gesell, der überall auf Profit ausgehe, der aber gleichzeitig knauserig sei und sich nur gerade die Befriedigung der aller notwendigsten Bedürfnisse gönne, während er alle anderen als völlig unberechtigt unterdrücke. Von der masslosen Überschätzung des Geldes sei aber nicht nur sein gesamtes Denken und Handeln, sondern auch sein moralisches Empfinden durchtränkt:

»Dies zeigt sich an folgendem: wenn ein solcher Mann in seinen geschäftlichen Betätigungen eine scheinbare Gerechtigkeit zutage legt und sich einen guten Namen macht, so geschieht dies nicht etwa aus höherer, vernünftiger Einsicht. Sondern der Beweggrund, der ihm seine schlechten Begierden beherrschen lässt, ist einzig und allein die Furcht um sein Vermögen.« (554 c-d)

Von anderer Art ist der Mensch, dessen Inneres den Merkmalen der Demokratie entspricht. Die Schwächen, die sich in dieser Staatsform auf Grund der »schrakenlosen

Freiheit« und des gleichberechtigten Nebeneinanders aller Arten von Lebensrichtungen ergeben, zeigen eine Entsprechung im »demokratisch gesinnten Mann«; Sokrates beschreibt diesen in folgender Weise:

»Ich denke, ein solcher lebt so, dass er Geld, Mühe und Zeit in gleicher Weise auf notwendige wie auf nicht notwendige Genüsse verwendet. [...]

Er verachtet keine Begierde, sondern er hat für alle das gleiche Wohlwollen. Und von einem vernünftigen Mahnwort will er nichts wissen und verweigert dem den Zutritt in seine Burg, der etwa sagt, "die Lüste entspringen teils aus schönen und guten Begierden, teils aus verwerflichen und die ersteren müsse man sich zum Ziele setzen und hochhalten, die letzteren aber in Zucht nehmen und unterdrücken", sondern alle dergleichen Reden weist er ab mit der Behauptung, alle Lüste seien einander gleich und allen gebühre die gleiche Wertschätzung. Und so verläuft denn sein Leben Tag für Tag so, dass er der gerade sich meldenden Begierde nachgibt, jetzt zechend und von Flötenklang umrauscht, dann wieder mit Wasser zufrieden und bei schmaler Kost darabend, zuweilen gymnastischen Übungen obliegend, dann auch wieder auf der Bärenhaut liegend und sich um nichts bekümmern, ab und zu auch sich stellend, als vertiefe er sich in die Rätsel der Weltweisheit; oft tritt er als Staatsmann an die Öffentlichkeit, und von seinem Sitze aufschnellend, redet er dann, was ihm gerade in den Mund kommt, und nicht anders steht es mit seinem Handeln. Und tun es ihm einmal die Kriegsmänner an, so wirft er sich auf deren Handwerk, und wenn die Erwerbsleute, dann auf deren; kurz, weder Ordnung noch Pflichtzwang regelt sein Leben, sondern er lebt so in den Tag hinein fort bis an sein Ende und nennt das ein liebliches, freies und seliges Leben. Und ich meine, ausserordentlich wandlungsfähig ist er, eine wahre Musterkarte aller möglichen Seelenverfassungen, und er ist denn, entsprechend jenem Staate, jener schöne und bunt-schillernde Mann, den viele Männer und Frauen ob seiner Lebenskunst bewundern, ihm, der die reichste Fülle von Vorbildern für Verfassungen und Charaktere in sich trägt.«
(561 a–e)



Sinnbild vom Meergott Glaukos

Mit seiner anschaulichen Formulierung der verschiedenen Arten von Unordnung führt Sokrates vor Augen, vor welcher Herausforderung sowohl der Einzelne als auch das Gemeinwesen stehen. Seine Darlegung der zum Teil schweren Missstände macht bewusst, dass die Übel nicht einfach übersehen, beschönigt oder resigniert hingenommen werden können. Es besteht vielmehr die Dringlichkeit und auch die Pflicht, sich um die Heilung der Verhältnisse zu bemühen – denn schliesslich geht es um das wertvollste Gut des Menschen: Es geht um das Lebendige, um die unsterbliche Seele. Sokrates versucht anhand seiner Erklärungen bewusstzumachen: Diese Seele ist auf Grund der ihr innewohnenden Unordnung nicht nur krank, sie ist sogar verunstaltet; die soeben erläuterte Gliederung in drei Teile entspricht nicht ihrem ursprünglichen Zustand. Wie es um den Menschen und seine Seele tatsächlich bestellt ist, klingt in folgenden Worten an:

»Es ist schwer denkbar, dass ein Ewiges aus vielerlei Bestandteilen zusammengesetzt ist und eine Zusammensetzung aufweist, wie sie sich uns in unseren bisherigen Erörterungen für die Seele ergeben hat, eine Zusammensetzung nämlich nicht von der besten Art. [...] Was ihre wahre Beschaffenheit anlangt,

so darf man sie nicht in einem Zustand betrachten, wie wir sie jetzt schauen, entstellt durch die Gemeinschaft mit dem Körper und durch andere Übel, sondern so, wie sie sich in völliger Reinheit darstellt, muss man sie mit dem denkenden Verstand scharf beobachten; dann wird man sie weit schöner finden und eine weit klarere Anschauung bekommen von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in ihren mannigfachen Formen sowie von allem dem, wovon wir eben gehandelt haben. Was wir in unserer bisherigen Erörterung über sie gesagt haben, war zwar richtig als Darstellung ihrer gegenwärtigen Erscheinungsweise, doch haben wir sie nur in einem Zustand betrachtet, der an den des Meergottes Glaukos erinnert: diejenigen, die diesen anschauen, erkennen nicht leicht seine ursprüngliche Natur, weil nicht nur die alten Gliedmassen seines Leibes zum Teil abgebrochen, zum Teil zerschunden und auf jede Weise durch die Meereswogen entstellt sind, sondern auch allerlei anderes sich fest an ihn angesetzt hat, Muscheln, Meertang und Steine, so dass er mehr dem ersten besten Tierungeheuer gleicht als seiner ursprünglichen Beschaffenheit. So betrachten auch wir die Seele in einem Zustand, der die Folge von tausenderlei Übeln ist.«
(611 b–d)

Sokrates' sinnbildliche Darstellung vom Zustand der menschlichen Seele vermittelt eine Ahnung davon, welchen Aufwandes



Mädchen vor einer Wand mit TV-Bildschirmen. Amerikanische Jugendliche verbringen heute ebensoviel Zeit vor dem Bildschirm wie im Klassenzimmer. Mädchen aus Choróni, Venezuela.

Damit die Bürger und Bürgerinnen eines Staates wahrhaft das Ihre zu leisten vermögen, fordert Sokrates eine sorgfältige Erziehung und Bildung, die bereits den Kindern Werte und Tugenden vermittelt und sie Schritt für Schritt lehrt, zwischen Wahr und Falsch, zwischen Hässlich und Schön, zwischen Wichtig und Unwichtig zu unterscheiden.

Die Notwendigkeit der Fähigkeit, Dinge richtig zu beurteilen, wird heute angesichts der Fülle von Informationen und der Vielfalt an Meinungen immer deutlicher.



und welcher Mühe es bedarf, um diese Seele von ihren 'Entstellungen' zu heilen. Um sie in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, sind ein langer Entwicklungsprozess und eine umfassende Bildung vonnöten. In einer umfangreichen Abhandlung legt Sokrates dar, was diese Bildung beinhaltet und worin ihre Ziele bestehen. Dabei richtet er seinen Blick zunächst wiederum auf die Verhältnisse im Grossen und zeigt anhand des Musterbildes der Stadt, welcher Erziehungsmassnahmen es konkret bedarf.

Ziele der Bildung

Eine besondere Bedeutung misst Sokrates der Erziehung und Ausbildung der »schützenden Klasse« zu, das heisst der Wächter beziehungsweise Krieger; denn ihr Aufgabenbereich spielt für das Wohl der Bürger eine entscheidende Rolle. Zum einen sind sie die Beschützer der Stadt, zum anderen werden aus ihren Reihen die Fähigsten ausgewählt und mit der Regierung des Gemeinwesens betraut. Hinsichtlich der Wächter zieht Sokrates den

Vergleich zu Hirtenhunden. Es ist für den Schutz der Herde entscheidend, ob die Hunde richtig erzogen und ausgebildet sind oder ob sie, Wölfen gleich, selber wild und ungestüm über die Schafe herfallen. In diesem Sinne erklärt Sokrates:

»Wenn ein Schuhflicker nichts taugt und unbrauchbar ist und trotz seiner Unfähigkeit sich als Schuhflicker ausgibt, so bedeutet dies für die Stadt noch keine Not. Aber wenn die Wächter der Gesetze und der Stadt dies nicht wirklich sind, sondern nur dem Scheine nach, so ist das offenbar der völlige Ruin für die Stadt.«
(421 a)

Wie müssen die Wächter geartet sein, über welches Wissen und welche Fähigkeiten müssen sie verfügen, damit sie ihre Pflichten richtig wahrnehmen können? Sokrates bleibt zunächst beim Vergleich mit den Hirtenhunden. Von ihnen wird eine spezifische Naturanlage verlangt: Sie müssen – einfach ausgedrückt – tapfer und furchtlos sein gegen Feinde, gleichzeitig aber sanftmütig gegen die Schutzbefohlenen. Im weiteren müssen sie sich als treue

Helfer der Hirten erweisen und ihren Anordnungen Folge leisten.

Im übertragenen Sinn heisst dies für die Wächter der Stadt: Sie haben sich in den Dienst der Regierung zu stellen und gemeinsam mit ihr das Gesetz zum Wohl der gesamten Stadt zu verteidigen. Mit Tapferkeit und Mut haben sie sich gegen alle Angriffe auf dieses Gesetz und gegen alle seine Feinde zur Wehr zu setzen. Dieses Gesetz und die ihm zugrunde liegenden hohen Werte müssen ein Besitz ihrer Seele sein, auf dass sie in jedem Fall an diesen Werten festhalten und weder durch Begierden noch durch Furcht, noch durch Lüste oder Schmerzen davon abgebracht werden können. Sokrates vergleicht die Verinnerlichung des Gesetzes mit einem Stück eingefärbten Stoffes, das die Farbe derart stark in sich aufgenommen hat, dass sie durch kein Waschmittel, durch keine Lauge und kein Erdsalz mehr ausgewaschen werden kann. (429 a bis 430 c)

Um Wächter von solcher Gesinnung heranzubilden, bedarf es einer sorgfältigen Erziehung. Sokrates fordert das Zusammenspiel von musischer und



**Monsunregen, Indien, 1960.
Mädchen mit Hund,
Korsika 1993.**



Ziel aller Bildung ist laut Sokrates die Erkenntnis des Guten. Von früher Kindheit an soll der Einzelne mit dem Schönen und Edlen vertraut gemacht werden, auf dass es zum Besitz seiner Seele werde. Ein erster Schritt dazu ist das Zusammenspiel von musischer und gymnastischer Bildung, die in ihrer gemeinsamen Wirkung darauf angelegt ist, Körper, Gemüt und Verstand gleichermassen zu bilden und in eine Harmonie zu bringen.

gymnastischer Ausbildung, die in ihrer gemeinsamen Wirkung darauf angelegt ist, Körper, Gemüt und Verstand gleichermassen zu bilden und in eine Harmonie zu bringen. Durch richtige Unterweisung sollen bereits die Kinder mit der Natur des Edlen vertraut gemacht werden. Die Heranwachsenden müssen das Wahre, Schöne und Gute erkennen, in sich aufnehmen und es von Schein und Trug, von Niederem, von Übel und Hässlichem differenzieren lernen.

So habe man als Erzieher kritisch zu prüfen, was man den Kindern und Jugendlichen an Lehrstoff vorsetze, welche Märchen man den Kleinsten erzähle und mit welcher Dichtung man die Älteren konfrontiere. Höchste Sorgfalt fordert Sokrates im Bereich der religiösen Unterweisung, die für die Werthaltung von besonderer Bedeutung ist. Mit aller Schärfe verurteilt er Dichter und andere Glaubenslehrer, die ein falsches Bild von Gott und von göttlichen Wesenheiten vermitteln und die Unwahrheiten darüber verkünden, was der Mensch im Leben anzustreben und was er dagegen zu meiden hat (s. Kastentext auf Seite 34). Mit seiner Verurteilung falscher Glaubenslehren gibt Sokrates eine deutliche Antwort auf das frühere Votum von Adeimantos, der von Missständen im Bereich der Religion berichtet und dabei aufgezeigt hatte, wie fragwürdige Glaubenslehrer das ethische Empfinden der Bevölkerung verderben (s. Heft 3/02 »Wider das Lob des schönen Scheins«).

Nach Sokrates sind Dichter, die mit ihren Werken des Menschen Entwicklung hin zu Ordnung und Gerechtigkeit behindern, aus dem Staat zu weisen. Dies gilt für alle Künstler, die in ihrer Kunst nicht dem Anspruch des Edlen und Guten folgen. Wer mit seinen Werken den Sinn auf Hässliches, Niederes richtet,

»der darf bei uns seine Kunst nicht ausüben, auf dass unsere Wächter nicht, unter Bildern verwerflicher Lebensart heranwachsend wie auf einer Weide mit schädlichem Gras, täglich stückweise vieles von vielerlei pflücken und

geniessen und auf diese Weise schliesslich, ohne es zu merken, ein grosses Übel in ihrer Seele zeitigen. Nein, wir müssen solche Meister suchen, die bei glücklicher Anlage imstande sind, die Natur des Schönen und Wohlgestalteten aufzuspüren, auf dass unseren Jünglingen, gleichsam in gesunder Gegend wohnend, von überall her nur von den schönen Werken, sei es für Auge oder für Ohr, ein Eindruck zuteil wird, einem Lufthauch vergleichbar, der von reinen und frischen Gegenden Gesundheit bringt und sie gleich von Kind auf unvermerkt zur Ähnlichkeit, Freundschaft und Zusammenstimmung mit derjenigen Rede führt, die für das Schöne eintritt.«

(401 b–d)

Wer eine solche musische und ästhetische Erziehung genossen hat, der ist für die Aufgaben als Wächter bestens gerüstet, denn er

»bemerkt am schärfsten das Mangelhafte und Unschöne an Werken der Kunst oder der Natur und wendet in gerechtem Unmut darüber sein Lob nur dem Schönen zu, hat daran seine Freude und nimmt es in seine Seele auf und zieht daraus seine Nahrung und wird dadurch gut und edel; das Hässliche dagegen wird er tadeln, wie es sich gehört, und er wird es hassen von jung auf, ehe sein Verstand reif genug ist, die Gründe dafür zu begreifen.«

(401 e bis 402 a)

Die Notwendigkeit philosophischer Bildung

Die Ausführungen über die Erziehung der Wächter zeigen nicht nur im Grossen, welche Massnahmen für eine Wiederherstellung der Ordnung getroffen werden müssen. Die Richtlinien dieser Ausbildung gelten, entsprechend der Analogie zwischen Staat und Individuum, auch für den einzelnen Menschen. Jeder hat sich darum zu bemühen, das Wahre, Schöne und Gute wieder zum Besitz der Seele zu machen und es im täglichen Leben gegen alles Niedere zu verteidigen. Um dies zu erreichen, kommt der Erziehung des dem Wächterstand entsprechenden Seelenteils offenbar eine grosse

Bedeutung zu. Indes ist das, was Sokrates über die Ausbildung des Wächterstandes auseinandersetzt, im Grunde genommen erst ein Elementarunterricht. Für eine umfassende Gesundung sowohl des Gemeinwesens als auch der Seele ist eine weitergehende Bildung notwendig. Um die Gesetze und die Prinzipien der ursprünglichen Schöpfungsordnung wieder vollumfänglich zu erkennen und auch zu verwirklichen, ist eine philosophische Schulung unerlässlich. Es bedarf jener wahrhaften Bildung, die Sokrates charakterisiert als

»Umkehrung der Seele aus einer Art nächtlichen Tages zum wahren Tag, das heisst zu jenem Anstieg, der wieder zum Sein führt und den wir für die wahre Philosophie erklären werden.«

(521 c)

Worin diese »wahre Philosophie« besteht, welche Wissensfelder sie beinhaltet – dieser Frage ist ein weiterer, grosser Teil des Dialogs gewidmet. Es ist die eindrückliche Abhandlung Sokrates' über die Erziehung der Staatsführer und – in Analogie dazu – über die Bildung der Vernunft als leitender »denkender Seelenteil«. Diese Abhandlung enthält die Erläuterung des berühmten Wortes, dass Philosophen Könige und Könige Philosophen werden müssen.

Charakterbild eines Gerechten

Es sprengt freilich den Rahmen des vorliegenden Artikels, auf Sokrates' Abhandlung über die philosophische Bildung einzugehen. Zum Abschluss sei jedoch auf die Charakterisierung jenes Menschen verwiesen, der in seiner Seele wieder Ordnung hergestellt hat, der »ihre Bestandteile in die Lage bringt, naturgemäss zu herrschen und sich voneinander beherrschen zu lassen« (444 d).

Sokrates will zusammen mit Glaukon die Probe aufs Exempel machen: Was hat man von einem gerechten Menschen zu erwarten? Wie lebt und wirkt einer, dessen Inwendiges wohlbestellt ist?

»Was meinst du, Glaukon, wie wird sich ein solcher verhalten, wenn ihm Gold und Silber zur Verwahrung anvertraut wird? Gibt es irgend jemanden, der glauben würde, dass dieser Mann das ihm anvertraute Gut unterschlagen würde?«

Glaukon: »Niemanden.«

Sokrates: »Auch mit Tempelraub, Diebstahl, Verrat an Freunden, seien es einzelne oder sei es der Staat im Ganzen, wird er doch gewiss nichts zu schaffen haben?«

Glaukon: »Gewiss nicht.«

Sokrates: »Und auch nicht der geringsten Unzuverlässigkeit in bezug auf Eide oder sonstige Abmachungen wird er sich schuldig machen.

Von Ehebruch aber und Rücksichtslosigkeit gegen die Eltern und Vernachlässigung der Götter kann bei jedem andern eher die Rede sein als bei ihm.«

Glaukon: »Gewiss, bei jedem anderen eher.«

Sokrates: »Und liegt der Grund von all dem nicht darin, dass von dem, was in ihm ist, ein jedes das Seinige tut sowohl was das Herrschen als auch was das Beherrschtwerden anlangt?«

Glaukon: »Darin, und in nichts anderem.«

Sokrates: »Soll also deiner Ansicht nach die Gerechtigkeit noch irgend etwas anderes sein als dieses Vermögen, welches Männer und Staaten von solcher Art schafft?«

Glaukon: »Beim Zeus, meiner Ansicht nach nicht.«

Sokrates: »So hat sich also unsere Vermutung zu Beginn unserer Erörterung bestätigt, nämlich dass wir mit der Entstehung unseres Staates durch Gottes Gunst auch auf die Entstehung und das Prinzip der Gerechtigkeit hingeleitet werden.«

Glaukon: »Vollständig.«

Sokrates: »Ja, das war allerdings eine Art Abbild der Gerechtigkeit – und darum erwies es sich auch so förderlich –, dass

Bemerkung zu widersprüchlichen Stellen im »Staat«

WersichmitPlatons»Staat«auseinandersetzt,wirdaufeinzelneBemerkungen und Passagen stossen, die einen stutzig werden lassen. Es sind Stellen, die im Widerspruch stehen zur Geisteshaltung und Ethik Sokrates', wie sie sowohl in diesem Dialog als auch in allen anderen von Platon überlieferten Lehrgesprächen zum Ausdruck kommen. Die Rede ist beispielsweise von Sokrates' angeblicher Verurteilung Homers und Hesiods, von seinem angeblichen Lob der menschen- und lebensverachtenden Unsitten Spartas und seines Gesetzgebers Lykurgos, von der Würdigung des dorischen Unterweltsgotts Apollon als Massstab in Kultfragen oder von jener des Damon, des dorischen Musiklehrers des Perikles. (377–383; 449–471; 599; 427 b; 400 b)

Nun ist zwar bekannt, dass Sokrates in seinen Gesprächen verschiedentlich eine feine Ironie walten liess, um auf elegante Weise die Fragwürdigkeit gewisser Vorstellungen offenbar werden zu lassen, oder dass er aus didaktischen Gründen bewusst einen falschen Weg ging, das heisst dem Weg eines sich irrenden Gesprächspartners folgte, um nachher gemeinsam mit ihm die richtige Spur zu finden. In einigen der genannten Fälle im »Staat« ist dieses didaktische Vorgehen jedoch nicht zu erkennen, genauer gesagt, es fehlt an der unerlässlichen Klärung der Ungereimtheiten.

Ist man mit der griechischen Geschichte vertraut und weiss man um die gegensätzlichen Weltanschauungen der ionischen und der dorischen Griechen sowie um den geistigen Kampf, der zwischen ihren Weltanschauungen tobte, so kann man nicht anders, als in solchen Passagen spätere Einschübe, genauer gesagt Dorisierungen von ursprünglichen Aussagen Sokrates' zu vermuten oder anzunehmen, dass klärende Stellen aus dem Text eliminiert wurden. Dass an ionischen Werken dergestalt Hand angelegt wurde, ist bekannt. So hat Friedrich Wilhelm König 1972 verdienstvoll nachgewiesen, dass beispielsweise Aristoteles ein Frevler am literarischen Nachlass anderer war, so beispielsweise vom ionischen Geschichtsschreiber Ktesias, der in seinen »Persika« zum Missfallen der Dorer deren 'dunkle' Herkunft offen zur Sprache gebracht hatte. (S. Heft 5/94 »Spartas unrühmliche Entstehung und sein Gesetz«.)

Während die Einordnung der sparta euphorischen Textpassagen oder des Lobs für Lykurgos und Apollon keine Mühe bereitet, ist im Fall der angeblichen Verurteilung der grössten Dichter der Ionier eine differenzierte Betrachtung nötig. Hier gilt es, den Kern von Sokrates' ursprünglicher Darlegung herauszuschälen. Was Sokrates tatsächlich hinsichtlich Homers oder Hesiods gesagt hat, dürfte nämlich folgendermassen lauten:

Im Unterricht ist bei der Vermittlung dieser Dichtwerke Vorsicht geboten, da für diese Lektüre eine geistige Reife vorhanden sein muss. Um einen Homer oder Hesiod zu verstehen, muss man Kenntnisse über die unterschiedliche Natur der Götter besitzen, das heisst, man muss zwischen den Göttern des Olymp und jenen der Unterwelt zu unterscheiden wissen. Ohne solches Differenzierungsvermögen wird man die Darlegungen der Dichter über die Machenschaften der Sendboten aus der Unterwelt, die sich als hohe göttliche Boten ausgeben, nicht verstehen. Man wird ihren blendenden Schein und Pomp, den vor allem Homer in seinem Werk bewusst aufzeigt, nicht durchschauen, und man wird folglich in diesen Gestalten tatsächlich Hohe und Edle sehen. Die Konsequenz einer solchen falschen Einschätzung ist ein Wirrwarr in Glaubensfragen, wie er zur Zeit Sokrates' denn auch tatsächlich überall vorherrschte (s. die Schilderung des Adeimantos, Heft 3/02).

Sokrates' Kritik dürfte also gegen diesen Missstand gerichtet gewesen sein und nicht gegen Homer oder Hesiod. Dafür spricht seine folgende Erklärung:

»Alles, was dahin [nämlich zur nachahmenden Poesie] gehört, ist, wie leicht zu begreifen, eine Versündigung an der Geistesrichtung aller derjenigen Hörer, denen nicht die Kenntnis der wahren Natur dieser Dinge als Schutzmittel dagegen zu Gebote steht.« (595 b)

in unserem Staate [eine strikte Arbeitsteilung herrscht und] der zum Schuster Geborene recht tut, nur zu schustern und nichts anderes zu treiben, und der zum Zimmermann Geborene nur zu zimmern und so weiter.

In Wahrheit aber war die Gerechtigkeit, wie nun ersichtlich, zwar etwas von dieser Art, doch nicht in bezug auf das äussere Wirken dessen, was einer in sich hat, sondern in bezug auf seine innere Tätigkeit, die ja doch sein wahres Selbst und wahrhaft das Seinige ist. Ein solcher duldet nämlich nicht, dass irgendein Teil seines Inneren Fremdartiges verrichte, noch, dass die Vermögen der Seele sich eines in des anderen Geschäft mischen, sondern er hat sein Haus im wahren Sinne wohlbestellt, hat die Herrschaft über sich selbst gewonnen, hat in sich Ordnung geschaffen, sich mit sich selbst innig befreundet und jene drei Seelenvermögen in Einklang gebracht, gerade so, als wären es die Haupttöne eines Zusammenklangs, der höchsten, der untersten und der mittleren Saite, und wenn sonst noch welche dazwischen liegen, alle diese hat er fest verbunden, so dass er nicht mehr eine Vielheit darstellt, sondern völlig Einer geworden ist, besonnen und wohlgefügt: So erst schreitet er dann zum Handeln, wenn er sich etwas vornimmt, mag es sich um Erwerb von Hab und Gut handeln oder um Körperpflege oder um eine Staatsangelegenheit oder um Privatgeschäfte, indem er in allen diesen Dingen nur diejenige Handlung für gerecht und schön hält und erklärt, welche dieser grundsätzlichen Gesinnung treu bleibt und zu ihr mitwirkt, und für Weisheit nur dasjenige Wissen, das einer solchen Handlung als Wegweiser dient, für eine ungerechte Handlung aber diejenige, welche jener stets störend entgegentritt, und für Torheit diejenige Meinung, welche ihrerseits der ungerechten Handlung die Wege weist.«

(442 e bis 444 a)



Bildquellen

S. 5 Mitte o.: ABZ-Bildarchiv. S. 5 Mitte u. (P. Turnley), 23 (Y. Arthus-Bertrand), 28 Mitte (D. Turnley); Corbis. S. 20/21: Gamma/Fornaciari-Nusca. S. 24 o.: A. Chenevière. S. 24 Mitte: D. Aubort. S. 24 u.: Blue Planet/L. Grandadam. S. 26: AKG Berlin/P. Almasy. S. 27: G. Vogler. S. 28 o. (B. Yurchenko) und u. (B. Mehri); Keystone. S. 30/31: Agentur Focus/J. Wischmann. S. 31: The Cover Story/J. P. Nelson. S. 32 o.: Photo Researchers/B. Brake. S. 32 u.: G. Mangold.